



Christoph Speier

Die Synagoge/n in Hadamar

Wer auf dem Weg zum Herzenberg in Hadamar die Nonnengasse hinaufgeht, kann auf der Höhe des Medizinischen Versorgungszentrums St. Anna links ein leicht zurückgesetztes Gebäude sehen, das durch seinen klaren Stil beeindruckt. Der Bau wurde vor fast zweihundert Jahren errichtet und gehört zu den wenigen der rund 220 Synagogen, die in den 1930er Jahren auf dem Gebiet des heutigen Landes Hessen noch aktiv und nicht durch den nationalsozialistischen Terror zerstört waren.

Auch wenn der äußere Anschein heute weitgehend trägt, so steht in der Stadt Hadamar im hessischen Landkreis Limburg-Weilburg doch der gesamte Bestand der Altstadt östlich des Elbbaches unter sogenanntem denkmalpflegerischen Ensembleschutz. Neben dem Schloss oder dem Rathaus am Untermarkt muss die ehemalige Hadamarer Synagoge sogar im Kriegsfall nach den Regeln der Haager Konvention von 1954 gesichert werden. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Fall nie eintreten möge, doch zeigt sich in dieser gesetzlichen Regelung ihre Bedeutung als Erinnerungszeichen. Der ehemalige Bürgermeister der Stadt, Hermann Bellingner aus Niederzeuzheim, brachte es seinerzeit auf den Punkt: „Die Synagoge von Hadamar war seit ihrem Bau 1841 nahezu ein Jahrhundert lang Zeichen der Gleichberechtigung und der gesellschaftlichen und religiösen Anerkennung einer blühenden jüdischen Gemeinde in unserer Stadt“.

Als die Synagoge geplant und errichtet wurde, gehörte die Stadt zum Herzogtum Nassau, das von 1806 bis zu seiner Annexion und Zerstörung durch das Königreich Preußen 1866 bestand. Der kleine Staat wird historisch als „getreues Spiegelbild Deutschlands in den beiden ersten Dritteln des 19. Jahrhundert(s)“ angesehen. In Bezug auf die jüdische Bevölkerung blieb zwar ein „vorbereitetes Gesetz zur Emanzipation der Juden im Entwurfsstadium stecken“ und formal wurden ihr sogar noch 1815 die in der kurzen Zeit der französisch-napoleonischen Gesetzgebung gewährten Bürgerrechte wieder genommen. Doch bei der

Gewährung umfassender „Gewerbefreiheit“ blieben die jüdischen Bürgerinnen und Bürger nicht außen vor, und sie nutzten sie. Zudem war die herzogliche Verwaltung davon geprägt, die Modernisierung von „Staat und Gesellschaft, beseelt von aufklärerischem Fortschrittsglauben und geschult an den egalisierenden Rechtsnormen und funktionellen Organisationsstrukturen der französischen Verwaltung aus einem chaotischen Kunstgebilde einen geordneten kleinen Musterstaat“ zu machen. In Hadamar waren seit 1641 jüdische Familien als sogenannte Schutzjuden des örtlichen Adels – die Schutzbriefe wurden 1736 erneuert –, der sie für die Entwicklung des Austauschs zwischen bäuerlicher und kleinstädtischer Bevölkerung und damit deren Versorgung benötigte, zugewandert. Sie trugen zum wirtschaftlichen Aufschwung der Region durch Handel mit Vieh als Nutztiere und zur Fleischproduktion genauso wie als wandernde Drogerien („Hausierer Geschäft“) bei. Mit dem Ende der Regentschaft des Fürsten Franz Alexander und den Vorzeichen der bürgerlichen Revolutionen endete Mitte des 18. Jahrhunderts nicht nur die Zeit der Regentschaft der Nassau-Oranier. Krisen durch Ernteausfälle, hohe Handelszölle und steuerliche Ausplünderung der Bevölkerung durch die Aristokratie blockierten bis zum Anschluss Hadamars an das nach der Französischen Revolution entstandene Kaiserreich Napoleons die Entwicklung. Trotz der allgemeinen Verarmung verfügte die jüdische Gemeinde in Hadamar selbst „vor 1813 im Haus des Levi Liebmann in der Judengasse 81 über einen neuen Betsaal, und im gleichen Hause wurde auch eine Mikwe, ein Bad für religiöse Waschungen eingerichtet“ und seit 1810 über einen eigenen. In den 1830er Jahren entstand vor dem bereits erwähnten Hintergrund in der Hadamarer Gemeinde ein gewisser Wohlstand, und die Rechtsstaatlichkeit in Nassau förderte die Bereitschaft, die jüdische Kultur gesellschaftlich offener zu leben. Zum Gebet, bei dem sich nach dem Ritus zumindest zehn Männer finden müssen, kamen oft zu denen aus Hadamar Menschen „besonders aus Thalheim, Niederhadamar und Offheim“ hinzu. Vier Prozent der 1836 knapp 2200 Hadamarerinnen und Hadamarer waren neun jüdischen Familien zuzuordnen (Anteil in Nassau: 1,8 %). So begann tatsächlich ein „Jahrhundert der Gleichberechtigung und Anerkennung“ für die regionale jüdische Kultur.

Bau- und Vorgeschichte der neuen Synagoge in Hadamar

Im Verzeichnis der Kulturdenkmäler in Hessen wird das Gebäude als „klassizistischer Rechteckbau mit neugotischen Applikationen“ charakterisiert. „Die Synagogenarchitektur war damals noch nicht auf den romanischen Stil festgelegt. Die Spitzbogenfenster haben hölzernes Maßwerk und an der Giebelfassade Putzgurte. Das Innere besitzt noch die Frauenempore und die vorgeschriebenen Nebenräume“. Die damalige Bauakte wird eröffnet mit: „Am 20. April 1838 erscheint der Vorsteher der hiesigen Judenschaft und trägt vor: Wir bedürfen,

Synagoge Hadamar; Foto: Oliver Abels (SBT) CC BY 2.5



wie dem Amte aus früheren Verhandlungen bekannt ist, einer neuen Synagoge und haben dazu vorliegenden Plan entwerfen lassen.“ Der Vorsteher – vermutlich Aron Salomon – weist zudem einen im Besitz der Gemeinde befindlichen Bauplatz nach und legt einen von einem Architekten („Bauaccessiten“) namens Bautzer angefertigten Grundriss mit Ansichtsskizze „nach der Straße“ vor.

Die Zeichnung zeigt in der Planung sowohl gotische als auch maurische Stilzitate, woran heute nur noch die gotisch anmutenden Fensterstürze erinnern. Mit geringen Änderungen wurde dieser Entwurf ab 1839 binnen zweier Jahre umgesetzt. Am Ende kostete die Errichtung der neuen Synagoge 5035 Gulden – nach Gegenwertwert zirka 42000 € – 70 Prozent der Kosten brachte die jüdische Gemeinde aus eigenen Mitteln auf. 1300 Gulden lieh ihr zu einer Verzinsung von fünf Prozent der aus Oberweyer stammende pensionierte katholische Pfarrer Bausch. Er soll ein Freund seines Nachbarn Schilo Salomoni gewesen sein, der in dieser Zeit die Finanzen der Gemeinde regelte.

Am 25. Juni 1841 „erfolgte die feierliche Einweihung der neuen israelitischen Synagoge. Aus dem engen Raum des bisherigen Bethauses bewegte sich der Zug mit Musik nach dem neuen Gebetshause. Voran zog mit ihrem Lehrer die Schar der festlich geschmückten israelitischen Jugend, der sich mehrere Kinder der christlichen Elementarschule angeschlossen hatten. Dann folgte, unter einem blauen Traghimmel einerschreitend, der zur Einweihung berufene Rabbiner Herr Dr. Salomon Wormser von Schwalbach, umgeben von Mitgliedern der Gemeinde, welche die Pergamentrollen des Gesetzes trugen. In dem festlich mit Blumengewinden verzierten, anständig und würdevoll eingerichteten Tempel hatten sich die Behörden des Herzoglichen Amtes, der Stadtvorstand, die christliche Geistlichkeit und besonders mehrere Landpfarrer, die Lehrer des Pädagogs und viele Honoratioren und Bürger der Stadt eingefunden.“ So berichtete die in Leipzig erscheinende „Allgemeine Zeitung des Judentums“ über das Ereignis. Nicht nur die Teilnahme des „herzoglichen Amtes“ Nassau, in dessen Bereich „rund 5.000“ jüdische Menschen lebten, verweist darauf, dass der Neubau als regionales Symbol der Emanzipation jüdischen Lebens und des Erlangens bürgerlicher Freiheitsrechte angesehen werden kann. Bis nachweislich 1743 zahlten die Familien für ihre „Duldung im Gemeinwesen“ erhebliches Schutzgeld an die fürstliche Steuerkasse. Vor dem Gebetsraum mit der Mikwe in der Judengasse soll die Gemeinde ab 1770 „in einem Haus am Oberen Markt“ ihren historisch ersten rituellen Versammlungsort genutzt haben. Die Zuordnung des Hauses am Neumarkt zweifelt der Stadtarchivar Hartmut Kuhl an. „Es muss offenbleiben, ob das Relief am Haus Neumarkt 4, das als alttestamentarischer Priesterkönig gedeutet wurde, tatsächlich einen Hinweis auf die Vorgängersynagoge an dieser Stelle gibt. Die Darstellung ist nicht in das ursprüngliche Balkenwerk geschnitten, sondern es handelt sich um eine aufgenagelte Holztafel. Wie ein Vergleich mit alten Fotos ergibt, wurde sie erst angebracht, nachdem das hier bestehende Textilgeschäft LehnhardtGerlach in den 1930er Jahren aufgegeben und das Haus zu einem

Wohnhaus umgebaut wurde. Wer das Relief wann genau und aus welchem Grund angebracht hat, ist unbekannt. Damit bleibt offen, ob es mit dem fast hundert Jahre zuvor aufgegebenen Gebetsraum an dieser Stelle in Verbindung gebracht werden kann“.

Ort der Würde des Judentums und Sitz eines Rabbis 1852-1860

Während der Zerstörung des Innenraums der Synagoge 1938 ging das Archiv der Gemeinde verloren. Wissenschaftlich abgesicherte Forschung zur Geschichte des jüdischen Hadamar fehlt weitgehend. Eklektisch angelegte und vor allem auf Personen bezogene Darstellungen liegen vor, sind aber wenig hilfreich. So wird an dieser Stelle die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts mit als Quellen wieder zugänglichen Publikationen dieser Zeit in den Blick genommen.

Die Hadamarer Synagoge trat im sogenannten Vormärz der 1848er Revolution in das Licht der Öffentlichkeit. Zur dunklen Seite dieses bürgerlichen Revolutionsversuchs gehörten starke antijüdische Ausschreitungen, die den Charakter von Pogromen hatten. Überall im Land roteten sich christliche Bürger zusammen und schlugen „in den Häusern der Juden die Türen ein“. Nicht weit „im Kraichgau und im Odenwald entging kaum eine jüdische Gemeinde den Plünderungen, Beschädigungen und Erpressungen“. Die frischen staats- und lokalbürgerlichen Rechte für die jüdischen Bürgerinnen und Bürger gefielen nicht allen. Eine Rolle bei den Revolten im ländlichen Raum spielten die Missernten der Jahre 1845 und 1846 und die dadurch entstandene Not bäuerlicher Familien. Glücklicherweise ging außer kleineren Übergriffen dieses Geschehen am Westerwald vorbei. In dieser Zeit bildeten sich ein bis in die 1920er Jahre tragfähiger Viehmarkt auf dem heutigen Neumarkt heraus, bei dem nicht nur Tiere gehandelt, sondern auch Kredite und Vorschüsse erlangt werden konnten. Er muss stark zur Befriedung, Vertrauen und Verständigung beigetragen haben.

Als das Herzogtum Nassau im März 1848 „seiner jüdischen Bevölkerung“ endlich die volle „rechtliche Gleichstellung“ gewährte, endete der antijüdische Spuk.





Spirituell und kulturell turbulente Zeiten

Spirituell war die Hadamarer jüdische Gemeinde auf der Höhe der Zeit. Mit dem Bau der Synagoge konnte die bestehende Religionsschule dort in eigenen Räumen regelmäßig stattfinden. Der junge Rabbiner Dr. Salomon Wormser (geb. 1814 in Limburg - gest. 1887 in Frankfurt), der am 15. Juni 1841 die neuen Gebetsräume durch Entzünden des Ewigen Lichtes eingeweiht hatte, gehörte zu den für Reformen offenen Rabbinern. So geht auf ihn in Hadamar – wie in allen nassauischen Gemeinden – „die Einführung deutscher Gebete und Gesänge im sonst hebräischen Gottesdienst zurück“. Wormser war ab 1843 Leiter des Bezirksrabbinats in Diez, zu dem die Hadamarer Gemeinde seit dem 18. Jahrhundert gehörte. Hier ging es durchaus turbulent zu, wie einer am 5. September 1853 in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ veröffentlichten Korrespondenz zu entnehmen ist: „Unser Synagogenleben bietet wie überall – nichts Ganzes. So viel Rabbinat, so viele Liturgien, nirgends Einheit, nirgends Uebereinstimmung; der eine Rabbiner reformiert und sichtet, der andre läßt's beim Alten und das benimmt ihnen allen den Kredit bei ihren Gemeinden. [...] wenn unsere 4 nassauischen Rabbiner über eine allgemeine Kultus- und Liturgieordnung im Sinne eines vernünftigen Fortschritts sich einigten – sie würden die Mehrheit der Gemeinden für sich haben und selbst Gegner würden sich fügen. Am meisten hat hierin Dr. Wormser in Hadamar gethan, in dessen Bezirk schon seit 1845 eine zeitgemäße, verbesserte Kultusform eingeführt ist und auch überall Eingang gefunden hat. So sehr dieser Mann auf seinem früheren Domizil – Diez – angefeindet war, so beliebt ist er jetzt in Hadamar [...]. Selbst von einem echt religiösen Sinne belebt, dabei mit umfassender talmudischer und philosophischer Gelehrsamkeit ausgerüstet, wirkt sein Auftreten, begünstigt durch eine würdevolle pastorale Persönlichkeit, überall belehrend und erbauend und namentlich sind es die Lehrer, die ihm für seine Opferwilligkeit, für seine Hingebung zu ihrem schweren Berufe zu Danke verpflichtet sind. Seine jetzige Gemeinde – Hadamar – erkennt dies aber auch an. Das sind einfache aber biedere Leute, die ohne großes Aufsehen zu machen, gerne zu allem Guten die Hand bieten, mit bedeutenden Opfern sich erst vor wenigen Jahren eine sehr schöne neue Synagoge bauten und sowohl in als auch außen derselben einen wahrhaft religiösen Sinn an den Tag legen“. Der Vorsteher eines bezirklichen Rabbinats war Anleiter der Religionslehrer, geistlicher Richter

und Standesbeamter. Es verwundert also nicht, dass von 1852 bis 1860 in Hadamar ein Bezirksrabbinat besteht, das die Synagoge zu einem besonderen Ort der Würde des Judentums gemacht hat. 1860 wechselte Dr. Salomon Wormser nach Weilburg, übernahm dort dieselbe Funktion und übte für Diez das Rabbinat mit aus. Zwanzig Jahre später ging er mit 66 Jahren in den Ruhestand. Erst in den 1920er Jahren wurden die Rabbinats Bezirke Weilburg und Diez/Bad Ems zusammengeschlossen.

Besondere Vorsteher der Gemeinde

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts kamen in der jüdischen Gemeinde Hadamar den gewählten Vorsitzenden und Lehrern in der Religionsschule eine besondere Rolle in und außerhalb der Synagoge zu. Von Bedeutung waren Simon Wolf (1862-1874) und Herschl Löwenstein (1881-1888). Da die industrielle Modernisierung in Hadamar nur schleppend ankam (Bahn im Krieg erst 1870, ab 1901 Telefon und 1922 elektrisches Licht) und die Wirtschaft im Wesentlichen agrarisch dominiert blieb, entstand wenig gesellschaftlicher Wohlstand. Der Ende der 1880er Jahre in Österreich, Ungarn und Deutschland wiedererwachte Antisemitismus, der mit den Finanzkrisen in den 1870ern ausgelöst wurde und vor allem jüdische Geschäftsleute zu Sündenböcken für die negative Seite der Industrialisierung im 19. Jahrhundert machen konnte, ging am Westerwald weitgehend vorbei. Jüdische und christliche Händler standen hier auf ähnlichem sozialen Niveau und unterstützten sich mehr, als dass sie konkurrierten.

Die Opfer in der Bevölkerung in Hadamar nach dem Krieg 1870/1871 Preußens gegen Frankreich und im Ersten Weltkrieg waren sehr hoch. Auch die jüdische Gemeinschaft, die 1905 nur noch 66 Mitglieder aus Hadamar und 14 aus Thalheim zählte, hatte vier Opfer des Weltkrieges zu beklagen. Mit Mühe hielt die Gemeinde ihre Synagoge technisch instand. An die Beschäftigung eines Rabbiners war nicht zu denken. In den 1920er Jahren hielten Hermann Honi, Max Neuhaus und Hermann Aron als Vorstand die Gemeinde zusammen. Als Kantor wirkte bis zu seinem Tod 1930 Adolf Oppenheimer. Nur noch 21 jüdische Kinder besuchten von 1925 bis 1933 die Religionsschule in der Synagoge.

Synagoge wird zum Rückzugsort und Platz der Hoffnung

Schon zu Beginn des nationalsozialistischen Terrors in Deutschland zogen zahlreiche Mitglieder der Jüdischen Gemeinde (1934: 89 von 3100 Einwohnerinnen und Einwohner = 2,9 %) weg (15 innerhalb des Deutschen Reiches, überwiegend nach Frankfurt/Main, und weitere elf in die Niederlande und Belgien). Dennoch blieb das Gebetshaus auch nach 1933 ein Rückzugsort und Platz zur Selbstermutigung. Auch in dieser Zeit „betrachteten die meisten Juden diesen jetzt oft in rassistischer Form wiederaufflammenden Judenhas als vorübergehendes Phänomen, als die letzte Manifestation eines Vorurteils, das im 20. Jahrhundert keinen Platz mehr haben würde. Sie verstanden sich als Deutsche und waren überzeugt, ihre Mitbürger würden sie bald als solche akzeptieren“ und wurden enttäuscht. Das galt auch für die meisten der

Inskription „Hadamar“ im „Tal der untergegangenen Gemeinden“ in Yad Vashem; Foto: HGVorndran



verbliebenen jüdischen Hadamarerinnen und Hadamarer. Persönliche, geschäftliche und zivilgesellschaftliche Korrespondenz (u.a. mit ehemaligen Feuerwehrkameraden) aus den 1930er Jahren weist darauf hin.

Letzter Kantor, Schächter und Religionslehrer war bis 1933 der aus Emden kommende Carl Hartogsohn. Er arbeitete anschließend in Frankfurt/Main und Groß-Gerau. Vermutlich letzter und verantwortlich handelnder Vorsteher war der bereits erwähnte Hermann Honi. Er hatte diese Funktion schon einmal 1924/1925 inne und gehörte als ehemaliger kaiserlicher Soldat im Ersten Weltkrieg zum 1931 vor Ort gegründeten „Reichsbund jüdischer Frontkämpfer“. Seit 1905 als Sanitär-Handwerker (Spengler und Installateur) tätig, gelang es ihm noch im Jahre 1938 mit seiner Frau Ida (eine geborene Rosenthal) nach Großbritannien auszuwandern. Die meisten Verwandten seiner Frau wurden Opfer der Deportationen ab Frankfurt/Main in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau und gelten als dort „verschollen.“

Zerstörung der Synagoge am 9./10. November 1938

Am 9. November 1938 begann mit einer Brandstiftung am Gebäude der Synagoge die letzte Phase der Entrechtung, Vertreibung und Vernichtung der verbliebenen jüdischen Bürgerinnen und Bürger. Es war ein mit Vorsatz begangenes Verbrechen. Nachdem das Anzünden der Synagoge scheiterte, demolierten am 10. November 1938 am helllichten Tage zunächst ältere Volksschüler in Begleitung ihres Lehrers die Ausstattung der Synagoge. Sie warfen Bänke und Stühle von der Empore, zerrissen den Wandschmuck und verwüsteten die Nebenräume. Obwohl der benachbarte nichtjüdische Schuhmacher Schmidt eingriff und in Konflikt mit einem zur Unterstützung der randalierenden Schüler herbeigeeilten SA-Mann geriet, gingen dabei die Tora-Schriftrollen, wertvolle Bücher und das Archiv der jüdischen Gemeinde verloren. Doch es war noch nicht genug. Am Abend überfielen und plünderten zwölf uniformierte SA-Angehörige jüdische Wohnungen und das Land-Kaufhaus Rosenthal in der Borngasse 34 (damals Horst-Wessel-Straße). Sie verschleppten die meisten jüdischen Männer in Konzentrationslager (so Siegfried Winkelstein nach Sachsenhausen oder Otto Schönberg nach Buchenwald). Jüdische Frauen und Kinder fanden vorübergehend Obdach im Haus der „Barmherzigen Brüder“. Aktiven Widerstand leistete der Landwirt Paul Egenolf, als zwei SA-Männer mit der Axt die Haustür der Familie seines Freundes Schönberg in der Siegener Straße aufschlugen. Aufkeimenden Unmut weniger nichtjüdischer Nachbarn in der Borngasse und am Neumarkt prügeln die SA-Schläger mit ihren Schulterriemen auseinander. Die Mehrheit der Anwohnerinnen und Anwohner zog sich in ihre Wohnungen zurück, als der Nazi-Mob offen die jüdischen Menschen terrorisierte.

Nachgeschichte

Heute erinnert in Jerusalem eine Inschrift im „Tal der Gemeinden“ in Yad Vashem an die seinerzeitige Synagogengemeinde und ihre Zerstörung.

Nach 1945 kam niemand mehr nach Hadamar zurück, der die Rechtsnachfolge der Gemeinde für die ehemalige Synagoge antreten konnte. So kam es 1948 in den Besitz der Jewish Restitution Successor Organization (JRSO) in New York, der die von der amerikanischen Besatzungsverwaltung „erbenloses Vermögen“ von getöteten jüdischen Privatpersonen und Institutionen übertragen wurde. Ihr gelang es nicht, das Gebäude wieder einer rituellen Nutzung zuzuführen. Im Jahr 1953 verkaufte die JRSO die ehemalige Synagoge zur Nutzung „als Atelier“ an die Familie des Malers, Silhouetten-Künstlers und Grafikers Ernst Moritz Engert, der es schon in den 1970er Jahren nicht mehr unterhalten konnte. „Nachdem das Haus bereits gravierende Schäden aufwies, gelang es der Stadt im Jahr 1980 die ehemalige Synagoge zu kaufen“ und baulich wiederherstellen zu lassen. „Am 6. September 1982 wurde sie als Gedenk- und Erinnerungsstätte eröffnet und seitdem für Gedenkfeiern, Gebetsstunden, Ausstellungen und Vortragsveranstaltungen genutzt“. Seitdem informiert dort eine über vierzig Jahre alte, „mit Hilfe des Hessischen Hauptstaatsarchivs erarbeitete Dokumentation über die Geschichte der jüdischen Gemeinde Hadamars“. Zum Tag des offenen Denkmals 2019 wurde sie auf Initiative und Kosten des mittlerweile verstorbenen ehemaligen Polizeikommissars und geschichtspolitischen Aktivisten Harald Zumpe aus Niederhadamar mit drei aktualisierenden Tafeln, die sich vor allem an touristisch Interessierte und schulische wie außerschulische Weiterbildung richtet, ergänzt. Für erneute Investitionen zur Sanierung und Neugestaltung der ehemaligen Synagoge sah die Mehrheit in der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Hadamar im Jahre 2021 noch keine Veranlassung.

Christoph Speier, geb. 1955, Diplom-Kaufmann, Mitglied der Stadtverordnetenversammlung Hadamar

*Mit freundlicher Genehmigung aus:
„Die Synagogen im Nassauer Land. Jüdische Kultstätten in den Kreisen Limburg-Weilburg, Rhein-Lahn und Westerwald. Eine Aufsatzsammlung. (Jüdisches Leben im Nassauer Land Bd. 3; 2022)“.
Wiedergegeben wurden die
Seiten 109 - 117 ohne die
Anmerkungen.*

Das Buch umfasst 381 Seiten und kann über die Geschäftsstelle der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Limburg e. V., Obergasse 1, 65555 Limburg (E-Mail: gcjz-limburg@web.de) zum Preis von 30 € bezogen werden.

Das Inhaltsverzeichnis kann hier eingesehen werden:

http://www.imdialog.org/bp2023/02/inhalt_nassauerland.pdf

GESELLSCHAFT FÜR CHRISTLICH-JÜDISCHE
ZUSAMMENARBEIT LIMBURG e. V.

Die Synagogen im Nassauer Land

Jüdische Kultstätten in den Kreisen
Limburg-Weilburg, Rhein-Lahn
und Westerwald

Eine Aufsatzsammlung

